

wickelte und allmählich auch Eingang in heterosexuelle Vergnügungskulturen fand.

Der Start begann unspektakulär mit einer willkürlichen Behördenentscheidung. Im Jahre 1960 beschloss die Food and Drug Administration (FDA) in den USA, dass Amylnitrit ein derartig veraltetes Medikament sei, dass man dieses auch bequem ohne ärztliche Verschreibung erhalten sollte (48). Zu diesem Zeitpunkt war die euphorisierende bzw. entspannende Wirkung bereits in zahlreichen Subkulturen bekannt. Nun aber war die allgemeine Zugänglichkeit gegeben, weshalb die Arznei sich schneller verbreitete.

Die Anwendung war etwas komplizierter als heute, da Amylnitrit („Amyl“) unter verschiedenen Handelsnamen in Glasröhrchen geliefert wurde, die zuhause in einem Schälchen zerbrochen werden mussten, um anschließend die sich entfaltenden Dämpfe zu inhalieren. Beim Aufbrechen der Phiolen erfolgte ein einzigartiges, aufploppendes Geräusch – in der englischen Sprache „it popped“ und ein Szeneslangwort war geboren. Innerhalb weniger Jahre wurde aus „Amyl“ das neue „Poppers“ und dieser Begriff war alsbald Apothekern geläufig, die den Lagerbestand kundenspezifisch aufstockten.

So geschah es auch im frühen Großbritannien, wo „Roland Chemist“ in der Praed Street im Londoner Stadtteil Paddington in den 1970er Jahren pro Jahr 185.700 Ampullen „Amyl“ verkaufte, während die Apotheke mit den meisten Kunden im Empire, „Boots Chemist“ am Piccadilly Circus nicht mehr als 250 Stück unters Volk brachte (4). Die geschäftstüchtigen Pharmazeuten in Paddington „vergaßen“ einfach nach dem Rezept zu fragen, und die Kunden „versprachen“ bei jedem Einkauf, dieses nachzureichen. Irgendwann bekam die Apothekerkammer Wind von dem Geschäftsmodell und entzog „Roland Chemist“ die Lizenz, wogegen die Inhaber in einem mehrjährigen Gerichtsverfahren zu Felde zogen und schließlich gewannen.

Doch bis dahin riss der Nachschub an „Poppers“ ab, was die schwule Szene ganz Großbritanniens in Atem hielt und findige Gastronomen nach Alternativen Ausschau halten ließ. In den USA hatte die Freigabe der Arznei für den allgemeinen Drogeriehandel zur Folge, dass findige Apotheker sich mit interessierten Betriebswirten verbündeten und „Amyl“ in neuer Verabreichungsform auf den Markt brachten: kleine Fläschchen aus Kunststoff mit knalligem Logo, die in der sich entfaltenden Subkultur der Leder- und Fetischszene breit beworben wurden (52).

Von der amerikanischen Westküste gelangte „Poppers“ an den nur nach „Amyl“ fahndenden Bürokraten des britischen Gesundheitssystem vorbei in die britische und auch europäische Vergnügungskultur. Doch wenn man den bisweilen etwas abenteuerlichen historischen Theorien von Adam Zmith Glauben schenken mag, die dieser auf den Seiten 21 bis 37 ausbreitet, so war die Affinität von Poppers und Analverkehr von Anfang an quasi vorgezeichnet, teilten sich doch der Begründer der schwulen Emanzipationsbewegung Karl Heinrich Ulrichs und der Entdecker der Wirkungen von Amylnitrit Thomas Lauder Brunton 1867 Wohn- und eventuell Vergnügungsort (29).

Nebenbei erfährt der Leser noch, dass Charles Darwin möglicherweise einige seiner Werke unter Einfluss von Poppers verfasst haben könnte. Diesen Teil der Geschichte – es ist eher historiographische Spekulation – hätte sich Zmith schenken können, um stattdessen die eigentliche Problemgeschichte von Poppers und schwuler Welt breiter herauszuarbeiten: seit den frühen 1980er Jahren beschworen angloamerikanische Ärzte die unbeweisbare, aber wirkungsvoll klingende These, wonach der Genuss von Poppers ursächlich für den Ausbruch von AIDS verantwortlich sei (66ff).

Es folgten Verbotsorgien wahnhafter Verwaltungsbürokraten dies- und jenseits des Atlantiks, die jedoch spätestens in den 1990er Jahren verpufften. Poppers war einfach nicht zu verbieten, am wenigsten als der Onlinehandel sein ganzes Potential zu entfalten begann. Längst gehört die Droge zur schwulen Alltagskultur, hat Eingang in Literatur und Film gefunden und spätestens mit „Queer as Folk“ (1999) nahm auch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft von der Existenz des Produkts Kenntnis. Dies hat zur Folge, wie der Autor anschaulich schildert, dass Poppers nun auch hier Verbreitung findet.

Im Ganzen ist dem Autor eine hübsche Studie gelungen, nur der bibliographische Apparat ist schlicht unterirdisch. Sollte das Werk ins Deutsche übersetzt werden – was grundsätzlich wünschenswert wäre – müsste hier nachgearbeitet werden.

Florian G. Mildnerberger (Berlin)



Wolfert, Raimund, *Charlotte Charlaque. Transfrau, Laienschauspielerin, „Königin der Brooklyn Heights Promenade“*, Hentrich & Hentrich, Berlin 2021, 124 S., kt., 14,90 €

Die Geschichte der geschlechtsangleichenden Operationen und des Lebens von Trans*personen in der Zeit vor 1950 ist erfüllt von Mythen, reißerisch verfassten zeitgenössischen Texten und dem weitgehenden Schweigen bzw. der Nichtbeachtung der ei-

gentlichen Akteure. Dem Berliner Skandinavisten und langjährigen Mitarbeiter der Magnus Hirschfeld Gesellschaft, Raimund Wolfert, ist es mit dem vorliegenden Buch gelungen, sowohl das Leben einer Transsexuellen als auch die Geschichte ihrer Verwandlungsmöglichkeiten zu erforschen und darzustellen.

Seine Protagonistin Charlotte Charlaque wurde 1892 als Curt Scharlach, der Sohn einer deutsch-jüdischen Familie in Mährisch-Schönberg geboren. Das Familienleben gestaltete sich aufgrund materieller Probleme und der Untreue des Vaters als problematisch. Die Scheidung der Eltern erfolgte rechtsgültig 1916. Zu diesem Zeitpunkt war sich Curt nicht nur über sein Dasein im falschen Körper bewusst geworden, sondern hatte auch – wie die meisten Angehörigen der Familie – die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen.

Dies erleichterte ihm die eigene Selbstfindung als sprachgewandter Amerikaner in Berlin, wo frauenkleidungstragende Männer nicht so auffielen wie in Chicago. Auch boten sich hier ganz andere medizinische Möglichkeiten, wobei transatlantische Beziehungen vorteilhaft waren: der seit 1913 in den USA wirkende Arzt Harry Benjamin empfahl „Charlotte“ für eine Behandlung durch Magnus Hirschfeld. „Charlotte“ wollte aber mehr als einen „Transvestitenschein“, sie strebte die Geschlechtsumwandlung an, wobei sie – sehr zum Verdruss Hirschfelds – sich nicht als homo-, sondern heterosexuell begriff. Aufgrund ihrer englischen Sprachkenntnisse begleitete sie Hirschfeld auf den Dritten Internationalen Kongress der Weltliga für Sexualreform 1929 nach London. In Hirschfelds Institut fand Charlotte eine Anstellung, wobei sie hier auf eine Reihe weiterer Männer traf, die sich im falschen Körper befanden.

Hierzu zählte Arno „Toni“ Ebel. Beide schlossen eine enge Freundschaft, die Außenstehende als quasi-lesbische Beziehung fehldeuteten. Ihre geschlechtsangleichenden Operationen erhielten sie beide 1931/32 und zogen anschließend zusammen, Toni Ebel konvertierte gar zum Judentum. Wolfert lässt den Leser nicht darüber im Unklaren, mit welchen materiellen Kosten und sozialen Problemen diese Eingriffe verbunden waren. Transpersonen durften faktisch auf keine Anstellung außerhalb der Unterhaltungsbranche hoffen. 1934 flohen Toni und Charlotte in die tschechische Republik und lebten hier relativ unbehelligt, konnten sogar Kontakt zu Hirschfelds vormaligem Lebensgefährten Karl Giese in Brünn knüpfen. Doch mit dem deutschen Einmarsch 1938/39 verschärfte sich ihre Situation. Toni Ebel besaß keinen gültigen Pass und Charlotte war staatenlos geworden, weil die amerikanischen Diplomaten sich weigerten, ihr ein Ausweisdokument auszustellen, das ihren Geschlechtswechsel dokumentierte. 1942 wurde Charlotte von

den deutschen Behörden als jüdisch identifiziert und sollte ins KZ Theresienstadt deportiert werden, als es ihrer Freundin gelang, den mit der Wahrung der amerikanischen diplomatischen Geschäfte beauftragten Schweizer Konsul in Prag zu überzeugen, dass Charlottes neue Papiere lediglich auf dem Dienstweg verloren gegangen seien. Mit einem neuen Pass ausgestattet, wurde sie mit anderen „feindlichen Ausländern“ via Lissabon in die USA verschifft – Toni aber musste in Prag bleiben und lebte später als Malerin in der DDR. Charlotte landete Mitte 1942 in einem ihr fremd gewordenen Land und musste sich mit Gelegenheitsarbeiten mühsam über Wasser halten.

Das völlige Unwissen der amerikanischen Ärzte über Transsexualität erwähnt Wolfert ganz nebenbei auf Seite 90 im Zusammenhang mit den medizinischen Untersuchungen, denen sich Charlotte bei ihrer Einreise unterziehen musste. Dass sie nicht als Frau geboren wurde, entging den zuständigen Ärzten. Charlotte fand Anschluss an die Kleinkunstszene in Brooklyn, trat in Theatern auf, blieb aber im Ganzen isoliert.

Dies änderte sich für sie Anfang 1953, als mit „Christine Jorgensen“ der amerikanischen Öffentlichkeit medienwirksam die erste offizielle Transperson präsentiert wurde. Charlotte trat mit Jorgensen in Kontakt und warb auch selbst für die geschlechtsangleichenden Operationen, wobei sie zugleich die Erinnerung an Hirschfeld und seine Arbeit hochhielt. Harry Benjamin wiederum belieferte sie mit den nun verfügbaren Hormontabletten. Mit Toni Berg blieb sie in losem Kontakt. Ihr Leben und Werk zeichnet Wolfert in detaillierter Weise nach, wodurch er zugleich erkennen lässt, dass die Persönlichkeit „Charlotte Charlaque“ nicht möglich oder erklärbar gewesen wäre ohne die Partnerin an ihrer Seite. Beide bestärkten einander und ermöglichten sich zugleich die Souveränität, die es ihnen ermöglichte auch getrennt voneinander ihr Leben selbstbestimmt zu gestalten.

Charlotte starb im Alter von 70 Jahren verarmt, aber als stolze, stets in lila gekleidete Königin ihrer Nachbarschaft in Brooklyn Heights – behielt aber viele Details über das eigene Leben für sich. Als ihre Freunde und Nachbarn am Grab standen, wussten die meisten nicht einmal den genauen Namen der Toten, von Geburtsdatum und Werdegang ganz zu schweigen. Dies alles zu ergründen ist Raimund Wolfert in jahrelanger Arbeit verdienstvoll gelungen. Wolfert schildert auch anschaulich die Probleme, Irrwege und kleinen Erfolge, die den Historiker des Sexuellen bei seiner Arbeit immer begleiten. So verrät das Buch nicht nur vieles über die Protagonistin, sondern auch über die Fähigkeiten, die es benötigt, um Sexualhistoriker zu sein.

Florian G. Mildenberger (Berlin)